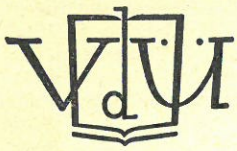
Der Übersetzer

Diskussionsbeiträge und Informationen



Herausgegeben vom Verband Deutscher Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V.

Nr. 9 6. Jahrgang Neckarrems, September 1969

Dieter E. Zimmer:

Notizen von einer vielleicht wahnhaften Reise

Eine Stadt, die man nicht kennt, irgendwo am Rande der kleinen persönlichen Geographie: man hat mit ihr nichts zu schaffen gehabt, und aller Wahrscheinlichkeit wird man mit ihr nie etwas zu schaffen haben. Ein Name, ein paar Postkartenansichten, aber die schon verwechselt man vielleicht.

Ein solcher Ort war Dublin für mich. Eine Stadt, die man nicht kennt. Und doch kannte ich sie, und das auf eine angesichts der manifesten Unkenntnis unverfroren intime Art: aus Büchern nämlich, denen von James Joyce. Lange genug hatte ich über ihren Straßenplänen gebrütet — Namen, Striche, Farben, hier und dort von imaginären Einzelheiten durchsetzt.

Man sehe den persönlichen Ton dieser Sätze nach: dies sind persönliche Notizen, die Notizen von einem, der anderthalb Jahre lang die „Dubliner" von Joyce übersetzt hat, neu übersetzt hat, der sich sagte, daß er das nicht getan haben dürfte, ohne Dublin zu kennen, und der nun eine Maschine der Aer Lingus besteigt und schon aus der Luft gespannt alles mögliche Unbekannte wiedererkennt, die Liffey, um deren Mündung herum Dublin gebaut ist, den Hill of Howth, an den Mr. Kearney Frau und Kinder in den Sommerferien verfrachtete (so nahe, daß das wirklich kein Grund zum Angeben war), das Pigeon House, das „Taubenhaus" draußen in der Bucht, das die beiden Jungs in der Geschichte „Eine Begegnung" auf ihrem heimlichen Ausflug nie erreichen sollten... ja, eindeutig ein Kraftwerk wie vor siebzig Jahren, und wenn die Exegeten es noch so scharfsinnig mit dem Heiligen Geist in Beziehung zu bringen suchen.

Eine sonderbare Reise also, unternommen aus anderen Gründen als denen, die sonst zu Reisen führen: nicht um Freunde zu besuchen, Sehenswürdigkeiten in ihrer Sehenswürdigkeit zu bestätigen, auf Konferenzen zu hocken, Taxifahrer nach heiklen Minoritätsproblemen zu befragen — sondern einzig, um den imaginären Wegen eines Buches in der Wirklichkeit nachzugehen, mit einem Katalog von Übersetzungsfragen im Kopf.

Wie hoch ist der „hill" des Rutland Square, den die beiden Kavaliere Lenehan und Corley herunterkommen? Wie sind die „areas" vor den Häusern beschaffen, die Langenscheidt unbrauchbarerweise mit „lichter Raum" verdeutscht und die Georg Goyert mit „Vorgärten" übersetzte (von Erde und Pflanzen jedenfalls keine Spur)? Wie sehen hier die „railings" aus, und wie müssen sie also auf deutsch heißen? Hat der Kommentator recht, der erläuterte, bei den „barracks", an denen Farrington in „Entsprechungen" entlangging, handle es sich um Slumsiedlungen, oder war es vielleicht dennoch eine Kaserne? Ist an Ort und Stelle doch etwas von den „terraces" zu finden, die Maria in „Erde" hinaufging und die mir auch Korrespondenten im platten Dublin nicht hatten erklären können? Und dann das „gaunt", das Joyce für so viele Häuser gebrauchte, das im Deutschen kein genaues Gegenstück hat in seinem Changieren zwischen „hoch" und „unheimlich" und das den Übersetzer zwingt zuzugeben, daß er etwas tut, was er um keinen Preis tun möchte und doch in einem fort tut: interpretieren.

„Are you coming for business or pleasure?" fragte einer der jungen, höflichen und pedantischen Einwanderungsbeamten in London — also auch für die Republik Irland in London schon! Geschäftlich oder zum Vergnügen? Katechismus, „Ulysses", Ithaka. Ja, was nun? Mehr um zu hören, wie es dann weitergehen würde, obgleich schon die Fragwürdigkeit des Geschäfts meiner Übersetzerei und dieser Reise ans Licht gebracht würde, sagte ich „business". Aber es ging nicht weiter. „Viel Erfolg", sagte er einfach, der Ahnungslose.

Zunächst Bestürzung, Panik fast. Wo ist das eigene Englisch hin? Es dauert Tage, bis ich den Besonderheiten des irischen Englisch ein wenig hinter die Schliche komme. Ich bestelle dort, wo Farrington trank (hinter der Bar sind Regimenter von Bierflaschenrekruten zum Dienst angetreten, der Raum ist voll und alt und grünlich und schmuddelig und hat nichts von der traulichen Weinseligkeit, die bei Goyert anklang, die Wirklichkeit holt die Vorstellung ein und überholt sie), das, was Farrington trank: ein Glas Porter. Der Mann hinter der Bar — „curate" hieß er bei Joyce manchmal und heißt er heute nicht mehr, ein Alptraum von einem Wort für den Übersetzer — sieht mich ratlos an. Porter? Den gibt es doch schon lange nicht mehr. Er stellt mir ein Stout hin, und mir fällt ein, daß die Stadt, die ich suche, ja siebzig Jahre zurückliegt.

Etwas von dieser Bestürzung verliert sich erst, als ich sehe, wie Amerikaner scharenweise das Abbey Theatre verlassen, weil sie von Brendan Behans Stück „The Quare Fellow", das im Dubliner Mountjoy-Gefängnis spielt und dem die Sentimentalität, absolut und unjoycesch, gewinnend durch alle Schlüssellöcher trieft, offenbar genauso wenig oder noch weniger verstehen als ich. Trotzdem, ich sage mir vergeblich, daß Joyces Englisch geschrieben einfach Englisch ist: ich sehe mich da sitzen als einen Herkömmling, der sich anmaßt, ein Buch über die Dubliner zu übersetzen, ohne einen echten Dubliner anders als mit Anstrengung auch nur verstehen zu können. Ich werde mich hüten, irgend jemand hier noch einmal vom Zweck meiner Reise zu erzählen — „pleasure" wird meine Ankunft von jetzt ab heißen.

It kums to me moind, daß eine der ersten Fragen, die mir Klaus Reichert und Fritz Senn gestellt hatten, die für Suhrkamp glücklicherweise auch meine Übersetzung kontrollieren, war: wie gedenken Sie typisch irische Redewendungen in Ihrer Übersetzung als solche kenntlich zu machen?

Ja, wie bloß? Ich hatte geantwortet: Ich gedächte sie leider gar nicht kenntlich zu machen, weil es nämlich keine deutschen Sprachelemente gibt, die dem Leser als typisches Irisch erkennbar wären — zusammen mit so vielem anderen ginge auch dies bei der Übersetzung verloren.

Das bleibt wohl wahr. Anstellen allerdings könnte man etliches. Man könnte, andeutungsweise vielleicht, für die englische Umgangssprache den einen deutschen Dialekt, für die irische einen anderen verwenden. Aber man müßte dann wohl auf jeder Seite dazusagen, wie es gemeint ist, auf jeden Fall würde die Unterscheidung

jene selbstverständliche Leichtigkeit einbüßen, die sie im Original hat, und damit hätte der Übersetzer in dem Bestreben, ganz genau zu sein, den Text auf eine andere Art verraten.

Außerdem bin ich der Meinung, daß sich der Übersetzer bei der Verpflanzung stark milieugebundener Literatur davor hüten muß, ein deutlich festgelegtes heimisches Sprachmilieu heranzuziehen: Brooklynsche Taxifahrer, die reden wie ihre Kollegen vom Wedding, Dubliner Kneipenwirte, die in der Hamburger Hafengegend großgeworden zu sein scheinen? Unmöglich. Das fremde Milieu sollte vielmehr auch in der Übersetzung als fremd erscheinen: und das läßt sich nur durch eine synthetische Idiomatik erreichen, die sich auch vor Neubildungen nicht scheut; in der Stilhöhe ist sie abstufbar, aber so etwas wie das irische Englisch kann sie nicht reproduzieren.

Ein künstliches Idiom — das ist leicht gesagt; Hans Wollschläger, dem nun also die Neuübersetzung des „Ulysses" bevorsteht, hat es geschafft in seinen Gover-Übersetzungen. Es verlangt einiges an Souveränität, um so mehr, als beim Übersetzen ohnehin immer die Versuchung besteht, zu glätten, zu verschönern, zu normalisieren, hin zu einem aseptischen Einheitsdeutsch. Dagegen die bewußte Irregularität: man muß schon Sicherheit vorzeigen, ehe man sich die leisten kann. Und welcher Übersetzer kann sich über seinem verlustreichen Geschäft Sicherheit bewahren?

Immerhin, auch die Amerikaner haben da bereits ihre Schwierigkeiten, nicht nur im Abbey Theatre. Einige Male wird in den „Dublinern" der „flat accent" der Sprecher erwähnt; einer der amerikanischen Kommentatoren hielt es für notwendig, das zu erklären, und schrieb, es handele sich um eine besonders britische Sprechweise. Eben darum aber handelt es sich nicht. „Flat" ist eben das Dubliner Englisch.

(wird fortgesetzt)

(Nachdruck mit freundlicher Genehmigung der „Zeit".)

Man hüte sich vor Haikus . . .

„Haikus . . . liegen heute auf der Zunge", stellt der Rezensent der deutschen Nachbildungen neugriechischer „Haikus" in der Nr. 6 dieses Blattes fest, gar nicht zu unrecht, aber man muß doch wohl ein „leider" hinzufügen. Denn ihre Tradition kommt tatsächlich von allzuweit her, als daß sie von europäischen Dichtern und Nachdichtern übernommen werden sollte. Das Haiku ist eine verkürzte Form des Tanka, das die japanische Lyrik Jahrhunderte lang beherrscht hat und auch schon ein Kurzgedicht von 31 Silben ist, die nach einem strengen Schema in fünf Zeilen zu bilden waren. Der japanischen Natur entspricht das Gesetz der Leichtigkeit und Kürze, und so wurde später die höfische Form des Tanka spielerisch noch weiter zu einem „Halbvers" aus 5 + 7 + 5 Silben verkürzt. Aber diese Haiku genannten lyrischen Reduktionen entstammen einem so anderen Sprachkreis und Kulturbereich, daß sie praktisch nicht verpflanzbar sind. Sie enthalten nicht nur in ihrer Wortwahl, sondern auch durch die Eigenart der sinojapanischen Schriftzeichen eine Fülle von Andeutungen und Assoziationen, die in europäischen Sprachen nicht nachgeahmt werden können. Sehr erfahrene Japanologen übersetzen zwar die echten Haikus, um anderen Nationen eine Vorstellung von ihnen zu vermitteln, aber sie tun es mit allem Vorbehalt. (Man vergleiche Wilhelm Gunderts Nachwort zur „Lyrik des Ostens", Hanser Verlag, München 1952). Wir wissen alle, wie problematisch das Übersetzen von Lyrik überhaupt ist, aber gerade vor der Übernahme einer anscheinend so leichten Form wie jener der japanischen Haikus kann man europäische Dichter wie Nachdichter nur warnen. Sie setzen eine geschulte Gemeinde von Gleichgesinnten voraus und sind ein lyrischer Hauch, für den wir „zu breitspurig, zu materiell und zu präzis" sind (Gundert). Wir sollten uns nicht mit einer so fremden Flaumfeder schmücken wollen, sondern andersartige Vorbedingungen, Form- und Gattungsgesetze achten. Wenn man sich zu einem kurzen poetischen Ausdruck gedrängt fühlt und damit dem Tempo unserer Zeit entsprechen will, warum nennt man dann solche rhythmisierten Aphorismen nicht schlicht und ehrlich Dreizeiler?

Franziska Weidner

Bücher für Übersetzer

Im Verlag „Wissenschaftliche Buchgesellschaft" (Darmstadt, Hindenburgstr. 40) erschien ein fotomechanischer Nachdruck der weitaus größten Sprichwörtersammlung der Welt (über 250 000 Eintragungen): *„Deutsches Sprichwörter-Lexicon"* — Ein Hausschatz für das deutsche Volk — Hrsg. von C. F. W. Wander, 5 Bände, 1867 bis 1880 — CXXXIV Seiten u. 9260 Spalten, Gzl., 570 DM). In dieser monumentalen Sammlung sind bei manchen Sprichwörtern auch anderssprachige Gegenstücke angeführt.

*

In Barcelona wurde eine mehrsprachige Sammlung von Aphorismen und Sprichwörtern veröffentlicht: *„Diccionario de aforismos, proverbios y refranes.* Con la interpretación para su empleo correcto, y la equivalencia en siete idiomas (portugués, francés, italiano, inglés, alemán, latín y catalán). Apéndice: Proverbios y locuciones latinas. Aforismos jurídicos. 4. a edición, revisada y ampliada. Barcelona, Edit. Sintes, 1967. — 894 págs."

J. G.

Stiefkind rumänisch

Erst vor kurzer Zeit habe ich mich an gleicher Stelle — hoffentlich mit einigem Erfolg — über den Umgang mit der ungarischen Sprache durch Presse, Rundfunk, Fernsehen und Verlage aufgeregt. Mittlerweile sehe ich mich wieder veranlaßt, mich zu echauffieren, seitdem ich von einem der Herren ZDF-Nachrichtensprecher erfahren habe, daß das Organ der rumänischen KP SKINTAJA heißt (richtig *Scînteia*, sprich Sknteïja = *Fackel*). Schließlich ist der Name nicht schwerer auszusprechen als *Caernarvon* in Wales oder gar *Przemysl* in Polen. Nur gut, daß es in Rumänien wenigstens den George Maurer gibt, mit Ceausescu hat man sich arrangiert, wohl aber nicht mit *G. Gheorghiu-Dej*, ein Segen, daß der Mann tot ist, Friede seiner Asche!

Nun habe ich irgendwo einmal gelesen, daß es bei den Rundfunk- und Fernsehanstalten Karteien gibt, in denen sich die Aussprache selbst so ausgefallener Namen wie etwa *Quetzalcoatl* oder *Teotihuacán* finden läßt. Ein regerer Gebrauch dieser Kartei wäre zu empfehlen. Im Spezialfall *Scînteia* könnte man sich als Faustregel merken, daß der unmöglich rumänische Laut „î" einfach schon dadurch zustande kommt, daß man ihn *nicht* ausspricht. Auf diese oder ähnliche Weise ließe sich noch manche Klippe umschiffen.

Liebe Nachrichtensprecher, wenn es euch schon nicht möglich ist, rumänische Ortsnamen wie *Bistriţa, Cluj, Sibiu* oder *Braşov* auszusprechen, von *Bucureşti* ganz zu schweigen, das ihr vorsorglicherweise sowieso schon stets als *Bukarest* interpretiert, so bittet doch die Verfasser eurer Manuskripte, diese Ortsnamen durch die deutschen Bezeichnungen *Bistritz, Klausenburg, Hermannstadt* oder *Kronstadt* zu ersetzen — oder sollten, *horribile dictu*, die deutschen Entsprechungen etwa unbekannt sein? Als Übungswort aber für alle ach so schweren, ach so ausgefallenen Sprachen, die man irgendwo auf dem Balkan spricht, empfehle ich den ungarischen Zungenbrecher von Hugo Hartung: *Hódmezövásárhelykutasipuszta.* La revedere, să vă salut!

G. Feidel

Aus dem Alltag des Übersetzers

„Translator's Note"

Im Jahre 1958 brachte Feltrinelli in Mailand Giuseppe di Lampedusas großen Roman *Il Gattopardo* (‚Der Leopard') heraus. Zwei Jahre später erschien bei William Collins in London und Pantheon Books in New York eine erste englische Übertragung von Archibald Colquhoun.

Ein Jahr später veröffentlichte Fontana Books, Collins' Paperback-Reihe, eine vom Übersetzer völlig revidierte Ausgabe. Wir möchten die kurze Notiz, die er dieser Ausgabe voranschickt, als ein Musterbeispiel dessen erwähnen, was ein einsichtiger Verleger und ein passionierter Übersetzer erreichen können, wenn es um die bestmögliche Übertragung eines Prosawerkes geht, das Louis Aragon als „mehr als nur ein schönes Buch, einen der großen Romane des Jahrhunderts, einen der großen Romane aller Zeiten" bezeichnet hat.

Über die englische Fassung schrieb Evelyn Waugh: „Der Übersetzer hat ein Buch geschaffen, das sich wie eine Originalkomposition liest." Daß der Name des Übersetzers auf dem Titelblatt erscheint, versteht sich von selbst.

In seinem kurzen Vorwort zu der revidierten Ausgabe schreibt Colquhoun:

„Ich bin außerordentlich dankbar dafür, daß mir die Chance gegeben worden ist, diese Übertragung gründlich zu revidieren. Das Italienisch enthält so viele subtile Wortspiele, ist derart erfüllt von gedämpfter und grandioser Ironie, daß es mir manchmal schien, als hätte ich es mit der symbolträchtigsten Prosa seit Manzoni zu tun.

Mr. John D. Christie hat eine große Anzahl Korrekturen vorgeschlagen; andere stammen von Mr. Raymond Mortimer und von Mr. und Mrs. Milton Waldman. Die Bibliothekare des (Londoner) Italienischen Instituts haben mit größter Sorgfalt Einzelheiten für mich recherchiert. Miss Beryl de Zoete, Altmeisterin unter den Übersetzern ins Englische, ließ sich die Anfangskapitel vorlesen, und überdies hatte ich noch das Glück, während der gesamten Revisionsarbeiten von der Witwe des Autors, der Principessa Alessandra di Lampedusa, beraten und ermutigt zu werden.

Noch ein Wort über den italienischen Text: er wurde von Signor Giorgio Bassani, der als erster den Wert des unvollständigen, anonymen Manuskripts aus Palermo erkannte, zur Veröffentlichung bestimmt. Der Autor selbst starb, ehe das Buch im Satz war, konnte es also nicht mehr revidieren. Ein Zweitexemplar des Manuskripts, in dem er einige Änderungen vorgenommen hatte, befindet sich im Besitz seines Miterben und angenommenen Sohnes, des jetzigen Duca di Palma in Palermo.

Ihm und den zahlreichen Verwandten, Freunden und Bekannten des Autors in ganz Sizilien verdanke ich Einblicke in das Leben auf der Insel, die mir zu einem tieferen Verständnis des Buches verholfen haben. Den nunmehr vorliegenden Text kann man mit Fug und Recht als die Frucht der Zusammenarbeit vieler Bewunderer bezeichnen, die dem Leser eine dem Original angemessenere und würdigere Fassung vorlegen wollen."

Kommentar

Der *Times Literary Supplement* vom 7. August 1969 entnehmen wir folgenden Kommentar:

„Im vergangenen Jahr ... wurde der Nobel-Preis für Literatur zum zweiten Mal einem asiatischen Autor verliehen (das erste Mal erhielt ihn Rabindranath Tagore), und zwar dem japanischen Romanautor Yanusari Kawabata für sein Werk *House of Sleeping Beauties* (‚Haus der Dornröschen'), das 1961 in Japan erschienen und kürzlich in einer englischen Ausgabe bei Quadriga Press herausgekommen ist ...

In der interessanten ersten Nummer der neuen Zeitschrift des amerikanischen PEN-Clubs (156, Fifth Avenue, New York, NY 10010, Bezugspreis 4 Dollar pro Jahr) erscheint ein kurzer und recht besorgniserregender Bericht von Professor Ivan Morris, in dem er beschreibt, was ihm vor ein paar Jahren mit seiner Übertragung eines der Werke des klassischen japanischen Romanciers Ihara Saikaku passiert ist.

Saikakus Roman war eines von zwei Werken, die Professor Morris, als er noch „weit jünger und weit naiver als heute war", im Auftrage von UNESCO bearbeiten und übersetzen sollte. Verglichen mit dem Zeitaufwand und der Sorgfalt, die er dieser Aufgabe widmete, erwies sich das Honorar als „bedauernswert unzulänglich". Als der Saikaku jedoch erschien, verkaufte er sich vor allem in diesem Lande so gut, daß eine Paperback-Ausgabe herauskam, ohne daß Professor Morris, der UNESCO seine Rechte pauschal überlassen hatte, konsultiert, geschweige denn darüber informiert worden war, daß Corgi Books eine Paperback-Ausgabe planten. Das Buch erschien mit einem Umschlag „von unvorstellbarer Vulgarität", und der Name des Übersetzers und Bearbeiters wurde nur einmal erwähnt, als „Nan Morris". Nach einem monatelangen, erfolglosen Briefwechsel entschloß sich Professor Morris, sowohl UNESCO als auch Corgi gerichtlich zu belangen und erhielt eine Entschädigung (sowie einen Entschuldigungsbrief, den die *TLS* veröffentlichte), die seine Rechtskosten aber nur um ein Weniges überschritt.

Professor Morris will vor allem Übersetzer warnen, mit UNESCO Verträge abzuschließen, wenn es doch weit vorteilhafter sei, mit den Verlagen direkt zu verhandeln. Aber viele Übersetzer schätzen sich, angesichts der Tatsache, wie unwillig kommerzielle Verleger sind, Übersetzungen zu riskieren, wahrscheinlich glücklich, überhaupt mit irgend jemandem einen Vertrag abzuschließen. Würde z. B. Kawabata auf englisch erschienen sein, hätte er nicht den Nobelpreis erhalten?" *E. B.*

Lektor müßte man sein

Dieser vom SPIEGEL entlehnte Stoßseufzer entringt sich mir nicht aus den Gründen, an die man zuerst denkt — etwa, daß sich Lektoren das Leben zu leicht machen, weil sie den nach weitverbreiteter Ansicht so beklagenswert unfähigen Übersetzern zu viel durchgehen lassen, oder daß sie eine hochinteressante, hochintellektuelle und statusträchtige Position haben.

Nein, ich finde sie aus einem ganz anderen Grunde beneidenswert: weil sie immer noch jemanden haben, auf den sie die Verantwortung abschieben können, weil sie ihre Aufgabe so souverän meistern und ihnen die Plackerei des Übersetzens erspart bleibt.

Daß das in Wirklichkeit nicht stimmt, zumindest, was die Souveränität betrifft, weiß jeder Übersetzer. Und wenn ich jetzt ein wenig aus der Schule plaudere, dann in der Hoffnung, daß der eine oder andere der meist unbarmherzigen Rezensenten davon hört und sich danach gelegentlich die Frage vorlegt, ob wirklich der Übersetzer so geschludert oder womöglich eine andere Hand dazwischengefunkt hat. Diese andere Hand braucht nicht unbedingt die eines Lektors zu sein. Auch Korrektoren richten manchmal erheblichen Schaden an.

Der Lektor sieht seine Aufgabe darin, „das Urteil des kritischen Lesers vorwegzunehmen". Zu diesem Behufe liest er das Manuskript und ist, wie es gar nicht anders sein kann, oft anderer Ansicht als der Übersetzer. Denn einmal steht er dem Text unbefangener gegenüber, weil er ihn in erster Linie unter dem Blickwinkel der deutschen Diktion liest; zum anderen wird es natürlich immer geschmackliche und sachliche Meinungsverschiedenheiten geben.

Der Lektor wird dem Übersetzer also für verschiedene Passagen neue Formulierungen vorschlagen (ich beschränke meine Ausführungen auf die loyale Zusammenarbeit zwischen Lektor und Übersetzer nach der Maxime, der Übersetzer müsse das letzte Wort haben, da er ja mit seinem Namen für das Werk geradesteht, und spreche nicht von jenen indiskutablen und unerfreulichen Fällen, in denen der Übersetzer vor vollendete Tatsachen gestellt wird und seinen Text vor lauter eigenmächtigen Lektorenänderungen nicht wiedererkennt). Häufig sind die neuen Formulierungen eine echte Verbesserung, die auf den größeren Abstand zum Original zurückzuführen ist, und sie werden dann dankbar akzeptiert. Oft aber muß der Übersetzer feststellen, daß der Lektor, weil er sich ja nicht so intensiv mit dem Original befaßt und nicht tagelang über diesem oder jenem Wort gebrütet hat, irgend etwas mißinterpretiert: sei es, daß er in der Eile übersieht, was zwischen den Zeilen steht, sei es, daß die Diktion des Übersetzers seinem Bleistift sofort zum Opfer fällt, weil der Lektor nicht abwartet, bis eine spätere Stelle ihm vielleicht Aufklärung gibt, warum die erste Stelle so und nicht anders übersetzt wurde. Die Fälle, in denen der Lektor seinen Kopf unbedingt durchsetzen will, sind gottlob selten.

Na, und wenn man sich dann mit seinem Lektor zusammengerauft und geeinigt hat und die Fahnen gelesen und korrigiert sind, dann glaubt man, nun sei die Schlacht geschlagen und das Durchsehen des Umbruchs bloß noch eine Bagatelle. Aber weit gefehlt, denn inzwischen hat der Korrektor seines Amtes gewaltet, und dabei kommen gelegentlich allerhand überraschende Dinge heraus (und unter Umständen neue Druckfehler hinein). Beim Beiziehen der Zeilen werden zum Beispiel

zwei direkte Reden ohne Absatz aneinandergefügt, und um sie voneinander abzuheben, erfindet der Korrektor einen Übergang, der den ganzen Sinn verdreht. Oder zwei voneinander unabhängige Gedankengänge kommen nicht mehr klar heraus, weil sie gewaltsam kopuliert werden.

Und wenn man im Umbruch Druckfehler findet, die man selbst in den Fahnen übersehen hat, dann fragt man sich: hat außer dir eigentlich niemand Korrektur gelesen? Haben Lektoren das vielleicht nicht nötig?

Und so kommt es dann zu dem Stoßseufzer: Lektor müßte man sein! *M. C.*

Der VDÜ teilt mit:

Wir begrüßen als neue Mitglieder:

Frau Hanna Köster-Ljung, 623 Frankfurt-Höchst, Elsterstr. 47; Frau Dr. Maria Schraps-Poelchau, 2 Hamburg 13, Klosterstieg 20.

Aus der Werkstatt unserer Mitglieder:

Karl Berisch: Anya Seton: „Avalon", Roman. Reader's Digest Auswahlbücher, Stuttgart. Aus dem Amerikanischen.

Eva Bornemann: Hugh und Margaret Williams: „Aus Zwei mach Sechs" (‚Square Roots'), Theaterstück. Thomas Sessler-Verlag, München. Aus dem Englischen.

Elizabeth Gilbert: Margaret Millar: „Ein Fremder liegt in meinem Grab" (‚A Stranger in my Grave'), Roman. Diogenes Verlag, Zürich. Aus dem Amerikanischen.

Anja Hegemann: Julian Gloag: „Die sanfte Tote" (‚A Sentence of Life'), Roman. Kiepenheuer & Witsch, Köln. Aus dem Amerikanischen.

Kurt Thurmann: „Mantel und Degen", neun Komödien von Ruiz de Alarcón. Winkler Verlag, München. Aus dem Spanischen.

Johannes Werres: Munroe Howard: „Nenn' mich Brick". Roman. Joseph-Melzer-Verlag, Darmstadt. Aus dem Amerikanischen.

*

Den Lehrstuhl für Romanische Sprachen und Auslandskunde in Erlangen erhielt der Privatdozent an der Universität München, Dr. Günther Haensch.

*

Dr. Alfred H. Unger, Mitglied unseres Schlichtungsausschusses, Vorstandsmitglied des Verbandes Deutscher Bühnenschriftsteller und Bühnenkomponisten, wurde auf dem Weltkongreß der INTERNATIONAL WRITERS' GUILD in Moskau einstimmig zum Internationalen Vizepräsidenten gewählt.

Unger fungierte auf diesem Kongreß mit Dieter Lattmann, Präsident des VERBANDES DEUTSCHER SCHRIFTSTELLER (und mit Dr. Wilhelm Nordemann als juristischer Berater) als Delegierter der Schriftsteller der Bundesrepublik Deutschland.

*

Prof. Hans Rothe, Schriftsteller, Übersetzer und Dramaturg, vollendete am Donnerstag, 14. August, sein 75. Lebensjahr. Rothe, der früher als Dramaturg unter Max Reinhardt gewirkt hatte, emigrierte während der nationalsozialistischen Zeit zunächst nach Spanien und dann in die USA. Seit längerer Zeit hat er seinen Wohnsitz in Florenz. Zahlreiche Dramen Shakespeares übertrug Hans Rothe ins Deutsche. Diese im Vergleich zu den Originalen sehr freien, vor allem auf Spielbarkeit ausgerichteten Übersetzungen stießen — obwohl vielfach verwendet — immer wieder auf scharfe Kritik. Rothes Übertragungen erschienen unter dem Titel „Der elisabethanische Shakespeare" in neun Bänden.

. . . da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein

golden rod *(colour)*	goldgelb; dunkles Eidottergelb
government district	Kreishauptmannschaft
grace, day of ~ *(military)*	zusätzlicher Urlaubstag für die Rückreise, der nicht auf den Jahresurlaub angerechnet wird
gracious	*(auch:)* höflich
graduate class	Klasse der Graduierten *(für Doktorarbeit usw.)*
graduation *(American)*	(Schul)Abgang
graduation diploma *(American)*	Abgangsdiplom
graduation scroll *(American)*	Abgangsurkunde
Great Basin *(geography)*	Großes Becken
greenie *(Slang)*	Neuling; Anfänger
greeters	Türdienst *(bei Veranstaltungen)*
grid *(theatre)*	Schnürboden
griphand *(theatre)*	Bühnenarbeiter
groin structure *(architecture)*	Kreuzgewölbe
grounds	*(auch:)* Grundstück
ground breaking *(ceremony)*	Spatenstich
group sponsor	fördernde Organisation
guided tour	Touristenführung

*

habitancy	Bevölkerung
habited	*(auch:)* bevölkert, bewohnt
half-moat	an zwei Hausseiten entlangführender Wassergraben
hand-test	Handprobe (microfilming)
hand-test strip	Handprobestreifen (microfilming)
harvest spider	Kanker; Weberknecht
hassock	*(auch:)* Sitzkissen
head-on	*(auch:)* mutig
heald	(Draht) Litze
heating, skirting ~	Sockelheizkörper
Here	Hera (griech. Mythol.)

Rixta Werbe
(wird fortgesetzt)

Wichtiges Datum: bitte vormerken!

Anläßlich der diesjährigen Frankfurter Buchmesse findet am Nachmittag des 11. Oktober 1969 (Samstag) ab 14.00 ein zwangloses Treffen der VDÜ-Mitglieder im Schnellimbiß, Hauptrestaurant, gegenüber von Halle V auf dem Frankfurter Messegelände statt.

Wir würden uns freuen, unsere Mitglieder sowie deren Freunde begrüßen zu können.

DER ÜBERSETZER erscheint monatlich. Einzelpreis 75 Pf zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband Deutscher Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. (VDÜ), Präsident Helmut M. Braem, 7141 Neckarrems, Schloß Remseck. — Redaktion. Eva Bornemann, 6 Frankfurt/Main, Max-Bock-Straße 27, Telefon 56 13 16. Postscheckkonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 932 68. Konten des VDÜ: Postscheckkonto Hamburg Nr. 64 47. Dresdner Bank, Stuttgart, Nr. 480 660. — Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe gestattet. — Druck: Mittelbayerische Druckerei- und Verlags-Gesellschaft mbH., 84 Regensburg.